



ANNA MAYR GELD SPIELT KEINE ROLLE

spielt Anna Mayr die Karte der bürgerlichen Tugendethik: Eine gewisse Härte der Selbstbefragung garantiert ein Gefühl des «Vorankommens» und damit Unabhängigkeit von aller Schlechtigkeit drumherum. Der daraus hervortretende Imperativ, nämlich an der richtigen Veränderung zu arbeiten, zerrinnt durch die Zeitnot, in die sie die Auswahl des besten Angebots derweil stürzt. Weil dieses Buch, wie es am Ende heisst, «nichts will» und doch vieles weiss, einiges zeitig und an sich selbst die Gleichzeitigkeit der Widersprüche durchdekliniert (und dies auch noch unterhaltsam), passt es als Selbstbild einer Generation.

Wo das Werkzeug Geld im Innehaben zum Fetisch Sicherheit geronnen ist, wird der immer durchdringendere Krisendiskurs für diejenigen innerhalb der Geldzonen eigentümlich folgenlos, keine Alltagserfahrung eben. «Zerrissenheit ist viel intimer als Wut», schreibt Anna Mayr. Ein Satz, der es trifft. Wirklich schlaue delegiert sie das Schwinden des Veränderungswillens an die zukünftige Fitness ihrer selbst. Wie werde ich sein, wenn ich (vielleicht) wirklich reich geworden bin und den Goût der «Aufsteigerin» definitiv abgestreift haben werde? So betreibt dieses Buch Aufklärung in einer zeitgemässen Art: als Trainingslektion. Ich zeige es euch an mir, denn ich weiss: Dort wollt ihr es sehen. ●

Schweizer Geschichte Historiker und Journalist Yves Demuth recherchierte zu hiesigen Zwangsarbeiterinnen. Dabei gelang ihm ein bedeutender Archiv-Fund.

Eidgenössische Sklavenarbeit



Yves Demuth: Schweizer Zwangsarbeiterinnen. Eine unerzählte Geschichte der Nachkriegszeit. Beobachter-Edition 2023. 200 S., um Fr. 35.-

Von Linus Schöpfer

Der Staat, die Industrie, die Kirche: Sie alle profitierten. Sie profitierten von den jungen Frauen, die in Heimen untergebracht waren und in den Fabriken von früh bis spät arbeiten mussten.

Der Staat profitierte, weil er Sozialfälle loswurde. Die Industrie, weil sie billig zu Arbeitskräften kam. Die Kirche, weil sie als Aufseherin in den Heimen wirken und sich in einer bereits weitgehend säkularisierten Schweiz nochmals wichtig machen konnte. Auch durchtriebene Privatpersonen profitierten, indem sie Heime aufbauten und von den Löhnen der Arbeiterinnen überrissene Summen abzogen.

Der Historiker und «Beobachter»-Journalist Yves Demuth recherchierte zu den Zwangsarbeiterinnen - und machte dabei einen der bedeutendsten Schweizer Archiv-Funde der letzten Jahre. Demuth zeigt, wie in der Nachkriegszeit Hunderte weibliche hiesige Teenager in Fabriken arbeiten mussten. Prominentester Nutzniesser war Emil Bühler. Der Zürcher Wafenhändler und Kunstkennner besass in Dietfurt (SG) eine Textilfabrik, die von Zwangsarbeiterinnen am Laufen gehalten wurde. Aber auch das Uhrenunternehmen Asuag oder die Glarner Spinnerei-Dynastie Schuler beschäftigten Zwangsarbeiter-

rinnen. Diese jungen Frauen stammten oft aus verarmten Familien oder unehelichen Verhältnissen. Ihre Tage in der Fabrik waren lang, Geld verdienten sie dennoch nur wenig oder gar nicht. Demuth kann anhand des Archivs der AHV nachweisen, wie die Löhne direkt an die Heimleiter weitergegeben wurden. Das war bereits damals ein Verstoss gegen das Gesetz.

Lehrreich sind auch jene Passagen, in denen der Autor die Heuchelei der offiziellen Schweiz blosslegt. Während das Land sich international als Kämpferin gegen die Zwangsarbeit aufspielte, erlaubte sie ebendiese Zwangsarbeit auf heimischem Boden bis weit in die siebziger Jahre hinein. Erschwert wurde die Aufklärung auch deshalb, weil beim Begriff «Zwangsarbeit» in erster Linie an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik gedacht wurde. Erst mit Yves Demuths Recherche dürfte sich dies nun ändern. Denn auch wenn die jungen Frauen in den Heimen genügend zu essen hatten und sie an Sonntagnachmittagen etwas spazieren gehen durften: Zwangsarbeiterinnen waren sie trotzdem.

Kompositorisch ist das Buch nicht ganz geglückt. Demuth unterbricht seine chronologische Erzählung mit längeren Porträts von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen. Diese Einschübe machen den historischen Skandal zwar nahbarer, zugleich stoppen sie jedoch den Lesefluss aufs Neue abrupt. Die Lektüre wird so zu einem disparaten Erlebnis. Im Vergleich zum historischen Verdienst des Autors ist das allerdings ein sehr vernachlässigbarer Einwand. ●

Eine Pause für die Zwangsarbeiterinnen: Mittagessen im Appenzeller Lärchenheim, 1970.



statt in einer Opfer-Identität zu verharren, so Fleury. Ein Vorbild hierfür bietet ihr der postkoloniale Denker Frantz Fanon. Anders als Vertreter der Identitätspolitik definierte sich dieser gerade wegen der erlittenen Verletzungen bewusst nicht als schwarz, sondern als Mensch.

Unterdrückte sollen sich von der Erwartung auf Wiedergutmachung lösen, fordert die Autorin, auch wenn das bedeute, «das Risiko einzugehen, die Wunde selbst vernarben zu lassen». So könnten sie sich neu erfinden. Ob Cynthia Fleury damit Wutbürger überzeugen könnte, bleibt fraglich, ist jedoch auch nicht ihr Anspruch.

«Hier liegt Bitterkeit begraben. Über Ressentiments und ihre Heilung» ist ein lesenswertes Buch über ein gesellschaftliches Phänomen, das so schnell nicht wieder verschwinden dürfte.

Für die Lektüre sollte man einiges an Zeit und Konzentration mitbringen. Die Anstrengung lohnt sich. ●